

Philosophie WS 1999/2000 Ontologie Prof. Dreyer Prüfungsthemen

Thema Nr. 5: Der erste Gottesbeweis bei Descartes

Quelle: Meditationes de prima philosophia Buch 3: De deo, quod existat
Discours de la methode
Principia de philosophia

Sekundärliteratur: Röd, Die Genese des Cartesianischen Rationalismus

Die Grundzüge seiner Methode gelten wie folgt: Descartes erkennt unter Ausschluß aller Vorurteile nur das als wahr an, was sich klar und deutlich erkennen läßt. Problemstellungen müssen so weit als möglich in ihre Teile zerlegt werden. Vom einfachsten Objekt ist schrittweise zum komplexesten vorzugehen. Die Vollständigkeit des Systems ist durch Aufzählung sicherzustellen. Ziel ist es, zu den „einfachen Methoden“ zu gelangen. Sie müssen unmittelbar evident einzusehen sein (Intuition). Von solcherart erlangter Erkenntnis sollen folgerbare Sätze abgeleitet werden. Der eigentliche Ausgangspunkt der cartesianischen Philosophie ist der Zweifel. Descartes sucht nach einem Ansatzpunkt, der nicht mehr anzuzweifeln ist. Von diesem ausgehend will er zu Wahrheiten gelangen, die ebenfalls nicht anzuzweifeln sind. Descartes zweifelt sogar die evidentesten Dinge an, denn seiner Ansicht nach bestünde die Möglichkeit der Existenz eines „genius malignus“, eines Geistes, der die Menschen in allem täuschen will. Dies könnte auch die Intention Gottes sein. Das Evidente und Unbezweifelbare schlechthin findet Descartes im Selbstbewußtsein: „Als bald machte ich die Beobachtung, daß... notwendig ich, der das dachte, irgendetwas sein müsse, und da ich bemerkte, daß diese Wahrheit 'ich denke, also bin ich' so fest und sicher wäre, daß auch die... Skeptiker sie nicht zu erschüttern vermöchten, so konnte ich sie meinem Dafürhalten nach als das erste Prinzip der Philosophie, die ich suchte, annehmen“. Das Selbstbewußtsein des Subjekts ist also der nicht mehr anzuzweifelnde Ansatzpunkt. Dieses Ich wäre allerdings in der Gewißheit des Selbstbewußtseins gefangen, wenn es nicht den Bezug zur Außenwelt wieder herstellen könnte, der durch den Zweifel zerstört ist. Dies führt zu Descartes' Gottesbeweis im dritten Buch der Meditationen: Er geht dabei von den Vorstellungen seines Bewußtseins aus, den *ideae*. Diese Ideen können entweder aus dem Bewußtsein selbst stammen, aus der Außenwelt oder von einem höheren Wesen ins Bewußtsein gesetzt sein. Bei der Idee Gottes fällt die Außenwelt weg, denn sie kann keine klaren Vorstellungen liefern. Auch aus sich heraus kann das Bewußtsein keine Gottesvorstellung haben, da der denkende Mensch, weil selbst Substanz, eine Vorstellung von Substanz hat, dies kann jedoch nicht die Vorstellung der unendlichen Substanz sein, da der Mensch selbst endlich ist. Nur aus einer unendlichen Substanz kann also diese Vorstellung hervorgehen. Gestützt wird dies durch das Argument, daß die Ursache stets mehr Seinsgehalt berge als die Wirkung: Daher kann nicht das ontologisch geringere, die Idee, Ursache des Höheren, der göttlichen Substanz, sein. Die Idee Gottes ist eine „*idea innata*“, eine eingeborene Idee. Der Begriff solcher Ideen besagt einerseits, solche Vorstellungen seien von Gott in die Seele eingebrannt. Andererseits qualifiziert er sie auch als die sichersten Vorstellungen überhaupt: Diese einheitlichen Ideen sind unabhängig von der Außenwelt im Bewußtsein zu finden. So kommt ihnen höchste Klarheit und nach Descartes höchste Gewißheit zu. Auch die Wahrhaftigkeit gehört zum „*ens perfectissimum*“, dem vollendeten Sein. Lug und Trug entspringen einem Mangel: Die Hypothese des *genius malignus* ist zerschlagen: Die Wahrhaftigkeit Gottes garantiert die Richtigkeit der Welt und ihrer Erkenntnis. Besonders die unmittelbare Evidenz, die Descartes als „das natürliche Licht“ bezeichnet, erhält daraus ihre letzte Begründung.